

---

## Erinnerungen

---

RUDY WIEBE

### von dieser erde

*Eine mennonitische Kindheit im borealen Urwald Kanadas<sup>1</sup>*

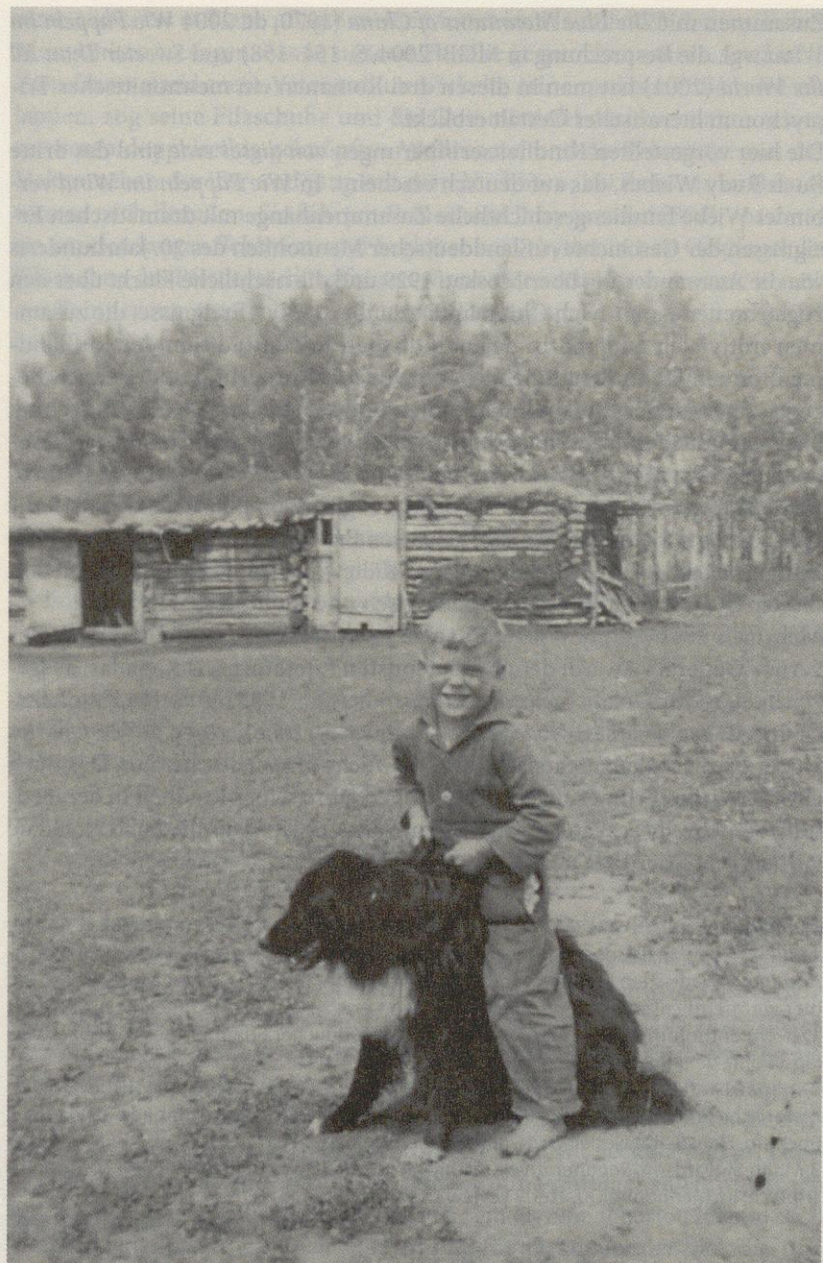
EINFÜHRUNG Rudy Wiebe ist einer der bekanntesten und auch bedeutendsten kanadischen Schriftsteller der Gegenwart. Er wurde 1934 als Kind rußlanddeutscher Mennoniten im Nordwesten Kanadas geboren und wuchs in der Abgeschiedenheit einer entlegenen Siedlung am Rande der kanadischen Wildnis auf. Sein mennonitisches Erbe – Wiebe entstammt der brüdergemeindlichen Tradition – und die tiefe Religiosität seiner Familie haben ihn ebenso geprägt wie die Natur- und Erdverbundenheit, die das einfache, bäuerliche Leben in den unendlich scheinenden Weiten Kanadas mit sich brachte. Beides schlägt sich in Wiebes Werken vielfach nieder.

Prägend für Wiebes Entwicklung war auch die Mehrsprachigkeit, in der er aufwuchs: Die Sprache der Familie war »Plautdietsch«, das aus Westpreußen stammende Plattdeutsch, das unter den rußlanddeutschen Mennoniten weit verbreitet war und noch heute von ihren Nachkommen gesprochen wird. In der Schule lernte Wiebe Englisch. Die Sprache des Gottesdienstes aber war Hochdeutsch, dessen Kenntnis Wiebe später durch einen Studienaufenthalt in Tübingen vertiefte. Der Autor hat mehrfach darauf hingewiesen, wie bedeutend für ihn diese Mehrsprachigkeit ist, auch die hier vorgestellten Lese-proben mit ihren plattdeutschen Einsprengseln lassen das erkennen.

Bekannt geworden ist Wiebe vor allem durch seine Werke, in denen er den autochthonen Völkern Kanadas (Indianern, Métis) eine Stimme gibt und Geschichte aus ihrer Sicht erzählt. Selbst aufgewachsen in der mennonitischen Erzählgemeinschaft, in der die mündliche Überlieferung der Geschichte der eigenen Glaubensgemeinschaft und Familie Identität und Zusammenhalt begründete, wandte sich Wiebe als Autor zunächst in besonderer Weise dem Problem des Erzählens von Geschichte zu. In den letzten Jahren ist allerdings die Natur als erzählerische Bezugsgröße hinzugetreten.<sup>2</sup>

Rudy Wiebe hat daneben auch mehrfach die Welt der Mennoniten thematisiert, so bereits in seinem Erstlingsroman *Peace Shall Destroy Many* (1962), der zugleich der erste Roman eines Mennoniten auf englisch überhaupt war.







Zusammen mit *The Blue Mountains of China* (1970, dt. 2004 *Wie Pappeln im Wind*, vgl. die Besprechung in MGBI 2004, S. 154–158) und *Sweeter Than All the World* (2001) hat man in diesen drei Romanen ein mennonitisches Triptychon in literarischer Gestalt erblickt.<sup>3</sup>

Die hier vorgestellten Kindheitserinnerungen *von dieser erde* sind das dritte Buch Rudy Wiebes, das auf deutsch erscheint. In *Wie Pappeln im Wind* verbindet Wiebe familiengeschichtliche Zusammenhänge mit dramatischen Ereignissen der Geschichte rußlanddeutscher Mennoniten des 20. Jahrhunderts wie die Auswanderung über Moskau 1929 und die nächtliche Flucht über den zugefrorenen Amur nach China im Dezember 1930 – Ereignisse, die zusammen mit vielen anderen in der mündlichen Erzähltradition der Rußlandmennoniten für Generationen lebendig blieben. Aufgrund seines engen Bezuges zur Welt der Rußlandmennoniten und seiner sperrigen Erzähltechnik blieb dem Buch in Deutschland der Erfolg versagt. Wesentlich breitere Resonanz hatte dagegen *Land jenseits der Stimmen* (dt. 2001, engl. 1994 *A Discovery of Strangers*) erfahren, das die Begegnung der von John Franklin 1819 zur Entdeckung der Nordwestpassage geleiteten Expedition mit den Yellow-Knife-Indianern in der unwirtlichen polaren Kälte Nordkanadas erzählt. Auch in diesem Buch erzählt Wiebe achronologisch und multiperspektivisch.

Mehrfach wurde Rudy Wiebe für seine literarischen Arbeiten mit dem Governor General's Award, dem bedeutendsten Literaturpreis Kanadas, ausgezeichnet, so für *Land jenseits der Stimmen* im Jahr 1995. Für seine Kindheitserinnerungen *von dieser erde* (engl. *of this earth*, 2006) erhielt er den Charles Taylor Prize, den angesehensten Preis für nicht-fiktionale Literatur. Das Buch enthält Wiebes Erinnerungen an die frühen Jahre seiner Kindheit in der Siedlung Speedwell (Saskatchewan) bis zum Umzug der Familie nach Coaldale (Alberta) im Mai 1947.

### Anmerkungen

1 Rudy Wiebe, *von dieser erde*. Eine mennonitische Kindheit im borealen Urwald Kanadas. Aus dem kanadischen Englisch von Joachim Utz, Bonn: Tweeback Verlag 2008, 400 S. Die hier veröffentlichten Auszüge sind den Seiten 13–15, 52–55, 154–162 (gekürzt), 148f. und 374–379 entnommen. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Tweeback Verlags, Bonn, der auch das Bild zur Verfügung stellte.

2 Vgl. dazu auf deutsch Maria Frühwald, »The problem is to make the story.« Rudy Wiebes historische Romane im Kontext der nordamerikanischen Moderne (Kanada-Studien 21), Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Borchmeyer 1995.

3 Malin Sigvardson, *Regenerative Knitting: Work and Hope in Rudy Wiebe's Mennonite Triptych*, in: *Mennonite Quarterly Review* LXXXII, 2008, S. 161–173.

Christoph Wiebe



TEXT »Nu ess et Tiet«, pflegte meine Mutter im Plautdietsch der russischen Mennoniten zu sagen, das in unserer Familie gesprochen wurde. Jetzt ist es Zeit. Dann stand mein Vater auf, umwickelte seine nackten Füße mit Fußlappen, zog seine Filzschuhe und die Gummistiefel darüber, nahm seinen schweren doppelreihig geknöpften Wollmantel und die Pelzmütze von den Haken neben der Tür und ging mit dem Nachbarn, bei dem wir zu Besuch waren, nach draußen. Sie führten Prince und Jerry aus dem Stall, spannten sie vor den langen Schlitten, und begleitet vom rhythmischen Geklingel der Glöckchen des Pferdegeschirrs fuhren wir wieder nach Hause, immer, in meiner Erinnerung, im Schlittenkasten von Decken und einem steifen Kuhfell bedeckt, durch blaues Dunkel.

Zwischen Pappeln, schnell vorbei an offenen Feldern, entlang den dichten schwarzen Mauern der Fichten sausen wir dahin; die Pferde spüren im Schnee die nach Hause führende Spur ihrer eigenen Hufabdrücke, die so schmal ist wie der Pfad des Firmaments über uns, dem hellen, mit Lichtern übersäten Himmel, der aber manchmal plötzlich wie eine berstende Sonne in Flammen ausbricht, in einen Schauer aus Feuer, der uns erschreckt, bis er in Wellen davontreibt und in Regenbögen verebbt: Dort, in solchem Lichte, wohnt Gott in Ewigkeit und so weit weg, dass ich es nie bis jenseits der Sterne schaffen werde. Ganz gewiss aber meine Mutter, und vielleicht auch mein Vater.

Sie singen wieder: meines Vaters liebstes Kirchenlied, das sie aus ihren Mennonitendörfern in den Steppen der Ukraine und Russlands mitgebracht haben, um es im borealen Urwald von Saskatchewan zu singen:

*Hier auf Erden bin ich ein Pilger,*

*Und mein Pilgern, und mein Pilgern währt nicht lang ...*

In der kristallklaren Kälte webt der Sopran meiner Mutter die hohen Töne auf »Pi-il-ger« in die Tenorstimme meines Vaters wie Wind, der durch die Blätter der sommerlichen Espen strömt. Tina, meine älteste Schwester, ist verheiratet, Abe, mein ältester Bruder, ist in der Bibelschule. Sie sind nicht dabei, und Dan steht am offenen Ende des Schlittenkastens, groß und schweigend. Wir vier jüngeren Geschwister aber summen in unseren übereinandergezogenen Kleidern unter den Decken, besonders meine Schwester Mary, die zwischen die Stimmen von Mam und Pah schon ihren Alt flechten und im Dreiklang singen kann, und wenn Dan seinen Mund aufmachen würde, wozu Mary ihn oft genug auffordert, könnten wir ein Familienquartett haben, auch wenn Helen, Liz und ich noch zu klein sind für alles außer der Melodie.



Wir fahren nach Hause durch den borealen Urwald, der sich wie ein riesiges Halstuch um die Schultern Nordamerikas, um den einsamen Fleck legt, wo einst mein Leben entstand. Diesen Ort im westlichen Kanada gibt es wirklich und er ist leicht zu finden: nördlich von North Battleford, auf halbem Weg nach Meadow Lake, westlich von Highway 4, wo die amtliche Straßenkarte von Saskatchewan leer ist bis auf winzige blaue Flüsschen, die dort entspringen und in alle Richtungen fließen; wo nach Glaslyn auf neunzig Kilometern Richtung Norden keine Ortsnamen stehen; in dem Dreieck zwischen Turtle Lake, Stony Lake und Midnight Lake. Ausgangspunkt für was immer ich war oder werden würde, Wurzel und Geist.



Der Schulunterricht in Westkanada aber fand ausschließlich auf Englisch statt, und wenn Helen und Mary spätnachmittags von ihrem drei Meilen langen Schulweg von Jack Pine School auf dem Erschließungsstreifen und Viehpfaden nach Hause zurückkehrten und etwas auf Englisch zu mir sagten, verstand ich es so leicht wie alles, was meine Mutter den Tag über sagte. Weil unterschiedliche Sprachen keine Bedeutung für mich hatten, waren Wörter Klänge, die man mit seinem Munde erzeugte und die bedeuteten, was immer jemand damit sagen wollte. Ich übernahm sie bereitwillig, ohne etwas dabei zu denken. Für ein Kind von drei oder vier Jahren sind Wörter immer neue Enthüllungen von Geheimnissen, über die sich die Älteren einig sind, und ich lernte, die richtigen Klänge zu erzeugen, damit jeder mich verstand und niemand lachte: meine Eltern machten gewisse Töne, meine Geschwister dann und wann andere.

Und noch besser war, dass meine Schwestern mir zeigen konnten, wie ihre Wörter aussahen in den Schullesebüchern, die sie manchmal mitbringen durften bis zum nächsten Morgen – sie durften das Lesebuch nicht zu Hause lassen, damit ich es den ganzen Tag lang hätte anschauen können, nie. Schulvorschriften! Ich spüre immer noch den gerippten, schweren blauen Einband von *Highroads to Reading*, Band Nr. 2 unter meinen Fingerspitzen, sehe noch die schimmernden Bilder mit den schönen Farben und die englischen Wörter genau vor mir:

*If the moon came from heaven,  
Talking all the way,  
What could she have to tell us,  
And what could she say?*



Wenn der Mond vom Himmel käme  
Und redete den ganzen Weg,  
Was könnte er uns erzählen,  
Was hätte er zu sagen?

»Das heißt *moon*«, zeigt mir die zehnjährige Helen mit demselben Finger, der ihre Stimme und meine Augen über die Seite begleitet hat, und spricht laut die winzigen schwarzen Fährten auf dem vollkommen weißen Papier nach. Im langen Abendlicht des Nordens verwandelt sie Klänge in Bilder und umgekehrt. »Es ist fast wie *Mohn*, nur ein bisschen anders.«

Und natürlich glaube ich ihr aufs Wort; mein Leben lang werde ich diese raffinierten Verschiedenheiten verstehen. Für Helen und mich kann alles und jedes so viele Namen haben, wie es will: Jener riesige Ball aus Licht, der aus den schwarzen Espen hinter dem Feld von Louis Ulmers Heimstätte aufsteigt, kann seinen Klang aus Mams Plautdietschem *de Mohn* zum Hochdeutschen »Mond« des Predigers in der Kirche und zum Englischen »moon« in der Schule verändern, ebenso leicht, das weiß ich schon, wie er auf seinem Weg über den Himmel seine Gestalt von Nacht zu Nacht verändern kann. Auf seinem orangenen Gesicht sind jetzt Kerben, es könnten Augen sein – oder Narben, vielleicht durch Folter, wie sie es in Russland machen, vielleicht hat der Mond ja auch einen russischen Namen, Pah könnte ihn auf Russisch sagen, wenn er wollte, und Mam auch, aber sie tun es nicht, nie, kein Wort in jener kommunistischen Stalinsprache. Sei still jetzt damit.

Vielleicht würde der Mond, wenn Mam sich getraute, ihn auf Russisch nach ihm zu fragen, etwas Nettes über ihren jüngsten Bruder Heinrich Knelsen sagen, den schrecklichen Kommunisten, der aber so traurige Augen hat und ihr aus Russland ein Bild von sich in der Uniform der Roten Armee geschickt hat, mit einem riesengroßen roten Stern auf seiner spitzen Militärmütze. Oder er würde uns etwas, irgendwas, über ihren älteren Bruder Johann erzählen, den Stalins Polizei hat verschwinden lassen. Wenn sie sich nur getraute – würde Gott ihr Auskunft über ihren Bruder und den entsetzlichen Stalin geben, wenn sie auf Russisch betete? Sie tut es nie, auch nicht auf Plautdietsch; meine Mutter betet nur auf Hochdeutsch und sie weint dabei.



Unser bestes, stärkstes Pferd damals war eine schwere Rotfuchsstute namens Bell, und im Sommer, als sie gefohlt hatte, erfand ich ein Spielchen mit ihr. Wann immer sie auf dem Hof stand, um angeschirrt oder geritten zu werden,



duckte ich mich und rannte zwischen den Vorder- und Hinterbeinen unter ihrem Bauch hindurch.

Farmtiere sind zum Arbeiten da, nicht zum Spielen. Hätte ein erwachsenes Familienmitglied mich so etwas sinnlos Dummes tun sehen, wie unter einem Pferd durchzulaufen, hätte man mich angebrüllt, mir eine Tracht Prügel gegeben, damit ich's mir merkte, und ich hätte mich heulend getrollt. Tony und ich waren aber allein auf dem Hof, als er versuchte, mir zu erklären, was Männer und Frauen miteinander machten. Ich jedoch hatte ihm nichts zu erzählen – rein gar nichts, was vergleichbar erstaunlich gewesen wäre. Da sprang ich auf, denn ich musste ihm etwas vorführen, wovon ich wusste, dass er sich nicht trauen würde, es mir nachzumachen. Er war fast fünf, ich jedoch fast sechs und viel größer, und würde mich nie so fürchten wie er, vor nichts, und würde immer mutig sein und alles besser wissen. Bell stand frei auf dem Hof nahe am Kornspeicher, und jetzt pass mal auf, Tony, was ich kann!

Da stand also Bell, senkte den langen Kopf gen Boden und rupfte in einem engen Halbkreis nach Pferdeart Gras; ich duckte mich und rannte unter ihr durch. In genau diesem Augenblick aber bewegte sie sich – streckte sie sich nach mehr Gras oder streifte ich ihr volles Euter? – sie machte einen Schritt vorwärts, stieß mich zu Boden und ihr riesiger Hinterhuf landete mit dem vollen Gewicht ihres nächsten Schritts auf meinem Magen.

Gott sei Dank nicht auf meinem Rücken, doch daran dachte in jenem Augenblick niemand.

Es war klar, dass ich sterben würde. Ich blutete nicht, schien keine Knochenbrüche zu haben, ich war nur zerquetscht und lag unter schrecklichen Schmerzen im Sterben. Jede Heimstättenfamilie, Stunden von jeder möglichen ärztlichen Hilfe entfernt, konnte das einsehen, besonders Mennoniten aus einem russischen Steppendorf: Kinder leben, Kinder sterben, wer kennt Gottes unerforschliche Wege? Ich hatte den Namen Rudy bekommen nach einem sechs Jahre alten Jungen aus Speedwell, der auf dem Operationstisch im North Battleford Hospital starb, als er nach einer Woche fürchterlicher Schmerzen und angeschwollen endlich dort eingeliefert wurde: als der Arzt den ersten Schnitt machte, spritzte, wie sein Bruder Paul Poetker mir Jahre später erzählte, der Eiter durch den ganzen Raum. Ein entzündeter und geplatzter Blinddarm hatte ihn aufgebläht. Wer hätte so etwas voraussehen oder verhindern können?

Es war der Wille von ons leewa Gott, unserem liebenden Gott. Bell hatte mich zerquetscht und Trajchtmoaka<sup>1</sup> Aaron Heinrichs, dessen Hände alles ertastet und gewusst hätten, lag schon zwei Jahre auf dem Friedhof. Und doch weinte und betete meine Familie, ich sei halt immer so gedankenlos, so impulsiv, o Gott, sei barmherzig.



Ich rollte mich zu einer Kugel zusammen und nicht einmal meine Mutter durfte mich auch nur berühren – Lot nie doch, Lasst mich in Ruhe! Aber sie wusch mein Gesicht mit Wasser, sie hielt mich wach und am Schreien und irgendwer galoppierte zum Laden von John Schroeder, der auch sofort mit seinem Lastwagen kam – oder war es sein Auto? – und in dem dicken Fenster eines Fahrzeugs bewegt sich ein Schatten wie von umgekehrten Bäumen, ich liege zusammengerollt in der nutzlosen Wärme des Schoßes meiner Mutter und wir rumpeln auf den Hof des Reverend George Thiessen südlich der Bahnlinie in Fairholme – was konnten er und seine schluchzende Frau schon helfen? – und dann ging die Fahrt irgendwohin weiter östlich, es findet sich aber niemand, der, außer in Tränen auszubrechen, Hilfe wüsste, von einem Hof mit geiferndem Hund schickt man uns weiter zu einem anderen, und ich habe keine Ahnung, warum sie in Glaslyn nicht Doc Coghlan finden können – ob er beim Fischen ist? – aber bis dorthin quälen wir uns über all diese Buschwege und den Schotter, bis es schließlich sommerdunkel wird und wir wieder zu Hause sind in dem nach Norden gelegenen Raum unseres Hauses, ich gekrümmt im Bett meiner Eltern liege und, wer weiß wie lange, in den »ersten Wochen« »sehr krank« bin, deswegen aber nie von einem Arzt untersucht werde, und da von heftigen Schmerzen selten mehr in Erinnerung bleibt außer Schreien, scheint es, als sei ich nach einiger Zeit wieder völlig gesund geworden.

Aber schließlich bin ich noch nicht einmal sechs. Natürlich mache ich Dummheiten und müssen Unfälle passieren, wenn ich in diesem Alter jeden Tag, an dem die Sonne scheint, auf dem Hof und im Busch, zwischen den Tieren und bei den Ställen herumtolle. Gott in seiner Barmherzigkeit war mit seinem Schützenj, seinem Schutzengel, zur Stelle: es war nur der Bauch, nicht mein Rücken oder der Kopf.

Fünf Jahre später entdeckte ein Chirurg in North Battleford, dass mein Blinddarm unnatürlich an meinem Magen festgewachsen war. Bells Huf hatte offenbar die Ordnung in meiner Bauchhöhle durcheinandergebracht, und die erste Folge davon war eine Neigung zur Übelkeit. Wenn ich, selten genug, auf dem Rücksitz eines Autos saß, musste ich mich erbrechen, und schon beim Einsteigen stieg Magensäure in meinen Hals, aber in unserer fast autolosen Welt fuhr ein Kind niemals auf dem Vordersitz; das Beste, was ich tun konnte, war an der Tür zu sitzen, im kritischen Moment meinen Kopf aus dem Fenster zu strecken und weit genug zu zielen, um das Auto nicht vollzuspritzen, was für mich überhaupt nicht schwierig war. Ein überfüllter Bus nach North Battleford war schlimmer, und die schlimmste körperliche Erniedrigung kam Jahre später für den Erwachsenen in Propellerflugzeugen. Meine Mutter aber,



die ihr Leben lang körperliches Elend durchzumachen hatte, wusste für alle unkontrollierbaren Körperentleerungen, egal wo sie einen erwischten und beschämten, einen Spruch:

*Beta enne wieder Welt aus emm enjen Buck.*

*Besser in die weite Welt als im engen Bauch.*

Dieses Übelsein meiner Kindheit beschränkte sich nicht auf die äußerst seltenen Fahrten in Bus oder Auto; mir drehte sich auch der Magen, wenn wir im Winter in unserem pferdegezogenen Kabinenschlitten fuhren, einem Schlitten mit einem Verdeck aus Segeltuch und einem kleinen Holzofen, der uns auf langen Fahrten durch die Kälte warm hielt. Mit acht wusste ich, dass es oft besser war, auszusteigen und in den Schlittenspuren hinterherzulaufen oder auf den Kufen zu balancieren und mich am Segeltuch festzuhalten, wenn die Pferde im Schritt gingen. Mir waren die kalte Luft, die riesigen froststarrten Bäume und Felder lieber als die dicke Luft unterm Verdeck, wo man redend und atmend Knie an Knie saß. Die klare Kälte krallte sich in dein Gesicht, züngelte wie Eis die Nase hinauf, und du wusstest, dass jede einzelne Faser deines Körpers im Innern deines Kapuzenparkas, deiner Unterwäsche und deiner Wollhosen und Filzstiefel und doppelten Fäustlinge aus Leder und Wollstrick arbeitete, dass du stark und lebendig warst, dass die bitterste arktische Kälte dir nie etwas anhaben konnte. Mam öffnete die Verdecktür einen Spalt und fragte: »Na?«, aber ich winkte nur ab und rannte weiter.



Zu den besonderen Freuden der Gottesdienste in Speedwell gehörte das kraftvolle vierstimmige Singen der Kirchenlieder und die geschichtenreichen Predigten, das erregendste Geschehen aber war die Gebetsstunde, die leicht fünfzehn oder zwanzig Minuten dauern konnte, weil jeder in der Kirche so lange laut beten konnte, wie es ihn dazu drängte. Wenn Predja Enns sagte: »Wir wollen uns jetzt Zeit nehmen zum Gebet«, erhob sich die ganze Gemeinde, drehte sich um, kniete auf den Boden nieder und beugte sich auf die Bänke, auf denen sie gesessen hatten.

Weil die Bänke nur eine schmale Rückenlehne hatten, schaute man direkt auf die Gesäße derer in der Reihe hinter einem. Da bot sich ein völlig neuer Anblick einer Kirchengemeinde: Blankgewetzte, so abgetragene Hosen, dass fast die Unterwäsche durchschaute, ausgefranzte Hosenaufschläge, gerissene und durchgelaufene Schuhsohlen, sogar Löcher in Socken wurden sichtbar, mit



denen Mam ihre Familie nie hätte in die Kirche gehen lassen – eher hätte sie eine halbe Nacht lang gestopft. Und dann die Gerüche; Füße, die die ganze Woche in Fußlappen gewickelt in Filzstiefeln stecken, verlieren für den Sonntag nicht ihren heftigen, überwältigenden Geruch.

Diese Anblicke und Gerüche konnten jedoch nicht mit den Gebeten wetten, deren Schall durch die Kirche wogte. Der Betende sprach stehend über die kniende Gemeinde hinweg laut und vernehmlich zu Gott, und besonders die Gebete der Frauen, die hier in der Kirche ihrer Not Luft machen konnten, rührten jeden, wenn sie Gott Dank und Lob und Preis sagten, wenn sie von ihm, oft unter heftigem Weinen, Heilung von Krankheit erflehten oder inständig für einen geliebten Menschen beteten, der immer noch in Russland vermisst war, für Kinder, die durch die Welt zogen und verloren waren »auf dem Weg der Sünde«. O Gott, hilf, O Herr, sei gnädig. Gebete folgten auf Gebete, wurden zu Äußerungen, welche die Grenzen des Wortes und der Personen überstiegen. Ich erinnere mich, wie dieses Geflüster, die Schreie über uns hinweg, die wir auf jenen Bodendielen knieten, sogar uns kleine, über die erste Bank gekrümmte kleine Jungen zu Tränen rührten.



Meine Mutter ruft, und wenn einmal ein gewisser Punkt erreicht ist, schäme auch ich mich, der sich, wenn er liest, vor ihr verbirgt, nicht darauf zu reagieren. Es gibt Arbeit für mich, nicht der ganze schöne Tag kann mit Wörtern vergeudet werden.

Mam, in dem langen Kleid und der Schürze, die sie täglich trägt, sitzt auf der Bohle, aus der unsere Eingangsstufe besteht, und schneidet Kartoffeln zum Stecken.

»Etj laus de Bibel«, erkläre ich. Ich hab in der Bibel gelesen.

Sie begutachtet die Augen einer roten Kartoffel, die sie in ihren breiten abgearbeiteten Händen dreht. »Lüg nicht.«

»Im Alten Testament, eine der Mordgeschichten.«

»Du bist noch nicht zu groß für eine Tracht Prügel«, sagt sie, obwohl sie mich noch nie richtig »vedrascht«, verdroschen hat.

Ich muss lachen. »Es ist keine Lüge, wenn man weiß, dass es nicht wahr ist.«

»Was denn sonst?«

»Ein Spaß«, erwidere ich ihr und füge auf Englisch hinzu: »A story!«

Mit »Spaß« ist sie absolut nicht einverstanden; sie erlaubt sich nicht einmal ein Lächeln, obwohl ihre Lippen zucken. »Du enn diene Jeschichte. Du und deine Geschichten. Manchmal weiß ich nicht, ob sie das wirklich sind.«



»Dann ist das deine Schuld«, sage ich und nehme den Eimer mit den geschnittenen Kartoffeln. »Musst du kapiieren.«

»Soo eenfach ess daut nich«, sagt sie daraufhin. So einfach ist das nicht. Für mich, einen ungeduldigen, impulsiven Jungen, schien sie damals die Einfache zu sein; für sie war alles entweda-ooda, entweder-oder, schwarz oder weiß.

Entweder, oder: was immer jemand tat, in Gottes ganzer Schöpfung, war entweder schwarz oder weiß – und schwarz kam höchstwahrscheinlich immer zuerst. Ich hielt das Leben meiner Mutter damals für einen Widerspruch: ihre bleibende Furcht vor der Allgegenwart eines göttlichen, ewigen Zorns, obwohl sie selbst ein der Güte und Liebe geweihtes Leben führte – vielleicht nicht so sehr ein Widerspruch als eine unerklärbare Dissonanz, eine Disharmonie, die so mächtig war, dass ich sie wie einen enthüllenden Nachhall ein Jahrzehnt später in Münchens Alter Pinakothek entdeckte, wo die Renaissancegemälde vom Leben Jesu ihn in verschwenderischem Reichtum darstellen, in einem Überfluss, der so verblüffend ist, weil er auch den des reichsten Medici zu übertreffen scheint: der Menschensohn, der in den biblischen Geschichten auf der ausgedörrten Erde Palästinas mit Aussätzigen wandelte und sich selbst bezeichnete als einen, der keinen Besitz hatte, ja, nicht einmal einen Ort, um sein Haupt niederzulegen. Entweder, oder. Schwarz oder weiß. Wo, fragte ich mich, waren die strahlenden Farben von Gottes Regenbogen, der alles überspannt? Leuchteten sie gelegentlich als Versprechen am Himmel auf?

Ich war zu jung gewesen, um es früher zu erkennen, aber nach Vancouver<sup>2</sup> führte nichts an der Einsicht vorbei, dass die Welt unendlich viel größer war, als wir verstehen konnten, und ganz bestimmt ein solches Schwarz oder Weiß weit überstieg. Was meine Mutter aber wirklich meinte, wenn sie sagte: »So einfach ist das nicht«, entzog sich immer noch meinem Verständnis.

Am Rand der Wildnis entlang, auf der anderen Seite des Gartens, pflügt Dan mit vier Pferden; er sitzt auf unserem zweischarigen Pflug. Sein kräftiger Arm steuert die Hebestange, die die Pflugscharen zwischen der flachen Walderde und dem darunterliegenden Lehm hält. Ich gehe tief gebeugt in der Furche, drücke die zerschnittenen Kartoffeln dicht am Furchenrand fest in die Erde, wie man es mir Jahre zuvor beigebracht hatte, so dass sie genau in der richtigen Tiefe liegen, wenn der Pflug sie mit der nächsten Furche zudeckt. Die langen Reihen kennzeichnen wir mit Stecken und rechen die Oberfläche glatt. Es bedeutet einen ganzen Winter lang gutes Essen, und zwar in jeder Zubereitungsart von Kartoffeln, die die Mennoniten kennen. Am besten sind sie, wenn man sie in Scheiben »en Jreeweschmolt« röstet, in ausgelassenem



Schweinefett mit kleinen Fleischstückchen darin, die wir »Grieben« nennen; nichts schmeckt nach einem Februartag in freier Luft besser als diese in Fett tief braun gebratenen Kartoffeln zwischen den Zähnen. In der Gartenerde stoßen meine nackten Zehen gegen Steine, krümmen sich in Sand, der in Nestern verstreut wie Stückchen vorsintflutlichen Strandes im braunen Lehm liegt, Sand, der so feucht ist, dass man ihn für kurze Augenblicke zwischen den Zehen formen kann – in der Sonne fühlt sich die unterschiedliche Erde verlockender an als jedes Buch. Das war die eine dumme Sache mit dem Winter: Wenn es früh dunkel wird, ist das zwar gut zum Lesen, aber Hände und Füße sind immer in irgend etwas Schweres eingepackt – wo doch nackte Füße und Hände auch Dinge zu erkennen vermögen, besonders im Licht der Sonne; sie sind die vier entgegengesetzten Ecken deines immer neugierigen Körpers und können Dinge wahrnehmen, von denen sich dein harter Schädel nichts träumen lässt.

In diesem Garten wächst, was wir essen; aber auch auf unserem Farmhof, wo die Hühner grasen, in den Sümpfen, wo das Vieh am Rande moosigen Wassers weidet, im borealen Busch, wo Saskatoons und Preiselbeeren und Vogelkirschen wachsen und auf aufgelassenen Feldern verwilderte Erdbeeren; Meilen weiter nördlich von Speedwell School, jenseits der Feuerschneise, wo Blitzschlag Jahre vor meiner Geburt Waldbrände ausgelöst hat, wachsen auf den Sandhügeln unter Kiefern und Pappeln wilde Blaubeeren, ganze Quadratmeilen davon in Büscheln blauer als der Himmel, die wir im August in Fünf-Gallonen-Rahmkannen füllen, und Mam kocht sie in der heißen Sommerküche ein und ich trage sie die Leiter hinunter in den Keller unterm Haus, wo ich die Einmachgläser in Reihen mit purpurfarbenen, roten, blauen und schwarzen Schildchen aufstelle: Marmelade für den Winter als Brotaufstrich, Beeren für Plautz<sup>3</sup> und Nachtsische mit Schlagsahne und ein bisschen Zucker darüber.

Barfuß auf dieser gepflügten Erde hinter unserem Haus stehend weiß ich: Von dieser Erde bin ich gemacht.

### **Erläuterungen**

**1** Plautdietscher Ausdruck, »Zurechtmacher«, bezeichnet eine Person, die durch Handauflegen und Berührungen heilt. An anderer Stelle im Buch nennt Wiebe ihn den mennonistischen Schamanen.

**2** Von November 1945 bis April 1946 war Rudy Wiebe (damals elf Jahre alt) mit seinen Eltern in Vancouver zu Gast.

**3** Auf Blech gebackener Kuchen.